

LAFCADIO HEARN
Die Inseln über dem Winde

Eine Sommerreise

aus dem Englischen übersetzt
und herausgegeben von
Alexander Pechmann

Die Originalausgabe mit dem Titel »A Midsummer Trip to the Tropics«

erschien 1888 in *Harper's New Monthly Magazine*

© 2018 Jung und Jung, Salzburg und Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-99027-218-3

JUNG
UND
JUNG

»Die Inseln über dem Winde« besteht zum großen Teil aus Notizen, aufgezeichnet während einer weniger als zwei Monate langen Reise über fast dreitausend Meilen. Einem Autor, der so hastig unterwegs ist, ist es kaum möglich, etwas Ernsteres zu Papier zu bringen, als bloß über seine persönlichen Erfahrungen nachzudenken; und, trotz diverser berechtigter Abweichungen vom einfachen Notizenmachen, soll dieser Bericht nur ein Versuch darstellen, die visuellen und emotionalen Eindrücke des Augenblicks festzuhalten.

L. H.

I

... Ein langer, schmaler, anmutiger Stahldampfer mit zwei Masten und einem orange-gelben Rauchfang – am East River Pier 49 wird er beladen. Durch seine klaffenden Frachtluken sieht man auf berghoch aufgestapelte Fässer hinab; – unentwegt rumpeln und rattern Dampfwinden, Ladebäume knirschen, Taljen stöhnen, während die Fracht an Bord geholt wird. Ein windstiller Julimorgen und eine ungeheure Hitze – schon 30° Celsius.

Das Saloondeck weckt Vorstellungen von vergangenen und zukünftigen Reisen. Unter den weißen Sonnensegeln stehen verstreut lange Klubsessel – ein jeder besetzt, der eine mit einem still rauchenden Passagier, der andere mit einem dösenden, dessen Kopf sich zur Seite neigt. Ein junger Mann, der erwacht, als ich an ihm vorbei zu meiner Kabine gehe, sieht mich mit seltsam leuchtenden schwarzen Augen an – kreolischen Augen. Offenkundig aus der Karibik...

Der Morgen ist immer noch grau, doch die Sonne lichtet den Dunst. Das Grau verschwindet allmählich, und ein schönes, blasses, nebliges Blau – ein beseeltes nordisches Blau – färbt Wasser und Himmel. Ein Kanonenschuss lässt plötzlich die drückende Luft erbeben: unser Lebewohl an die amerikanische Küste; – wir bewegen uns. Der Kai fällt hinter uns zurück und verschwimmt in bläulichem Dunst. Durchscheinende Nebel scheinen die Farbe des Himmels eingefangen zu haben; und selbst die großen roten Lagerhäuser nehmen einen blassblauen Farbton an, als sie zurückfallen. Der Horizont zeigt nun ein grünliches Glühen. Überall sonst

wirkt es, als würde man durch sehr hellblaue Augengläser blicken ...

Wir tuckern unter dem kolossalen Bogen der gewaltigen Brücke durch; dann, für eine kurze Weile, ragt Lady Liberty über unserem Kurs auf – sie scheint sich uns zunächst zuzuwenden, dann die ernste Schönheit ihres leidenschaftslosen Bronzegesichts abzuwenden. Die Farben hellen sich auf – der Himmel leuchtet ein wenig blauer. Eine Brise kommt auf...

Dann nimmt das Wasser einen anderen Farbton an: hellgrüne Lichter funkeln darin. Es hat zu klingen begonnen. Kleine Wellen heben ihre Häupter, als ob sie uns anblicken möchten – beklopfen die Schiffswand und flüstern einander zu.

In weiter Ferne beginnt die Oberfläche hier und da plötzlich weiße zu blitzen, und der Dampfer beginnt zu schaukeln ... Wir nähern uns den Wassern des Atlantik. Die Sonne steht nun hoch am Horizont, fast direkt über uns: Da stehen ein paar wenige dünne Wolken am sanft gefärbten Firmament – seidige, langgezogene weiße Gebilde. Der Horizont hat sein grünliches Glühen verloren: Es ist ein gespenstisches Blau. Masten, Spiere, Takelage – die weißen Beiboote und der orange Rauchfang – die hellen Decklinien und die schneeweiße Reling – zeichnen sich in einem fast schwindelerregenden Relief vor dem farbigen Licht ab. Obwohl die Sonne heiß herniederbrennt, ist der Wind kalt: seine starken, unregelmäßig fächernden Böen sorgen für eine gewisse Ermattung. Ebenso der schläfrige Gesang der Maschinen – *do-do, hey! do-do, hey!* –, der einen einlullt.

...Gegen Abend schwindet die graugrüne Färbung des Meeres – das Wasser wird blau. Es ist voller großer

Blitze, als würden sich Nähte über einer weißen Fläche öffnen und schließen. Es spuckt Gischt in einem ununterbrochenen Sprühregen. Manchmal greift es nach oben und schlägt gegen die Schiffswand, was wie der Schlag einer großen nackten Hand klingt. Der Wind wird zunehmend stürmisch. Frei hängende Tauenden schnalzen wie Peitschen. Da ist ein ungeheures Brummen, das jedes Wort übertönt – ein Brummen, das aus vielerlei Geräuschen besteht: das Heulen der Taljen, das Surren der Taue, das Knattern und Flattern der Leinwand, das Brüllen von Netzwerk im Wind. Und dieses sonore Durcheinander, das stetig lauter wird, hat Rhythmus – ein *Crescendo* und *Diminuendo*,¹ dessen Takt das regelmäßige Schaukeln des Dampfers vorgibt: wie eine laute Stimme, die »Hu-oh-oh! Hu-oh-oh!« ruft. Wir nähern uns den Lebenszentren der Winde und Strömungen. An Deck kommt man gegen den ständig stärker werdenden Wind kaum an – doch nun ist die ganze Welt blau – man sieht nicht die kleinste Wolke; und die vollkommene Durchsichtigkeit und Leere ringsum lässt die gewaltige Kraft dieses unsichtbaren Elements beinahe geisterhaft und entsetzlich erscheinen ... Das Log heult bei jeder Umdrehung, heult exakt wie ein Hundewelpen; – man kann es durch all das Getöse noch ganze vierzig Fuß entfernt hören.

... Bald geht die Sonne unter. Den ganzen Tag lang sind wir nach Süden getuckert. Nun ist der Horizont goldgrün. Rund um die sinkende Sonne erreicht das goldgrüne Licht eine unfassbare Ausdehnung ... Genau am Rand des Meeres segelt ein großes, anmutiges Schiff auf den Sonnenuntergang zu. Als es das dunstige Feuer einfängt, scheint es sich in ein Phantom zu verwandeln

– ein Schiff aus goldenem Nebel: all seine Spieren und Segel leuchten auf und erinnern an Dinge, die man in Träumen gesehen hat.

Immer röter werdend, versinkt die Sonne im Meer. Das Phantomschiff nähert sich ihr – berührt den Rand ihrer glühenden Scheibe, segelt direkt hindurch! Oh, die gespenstische Pracht dieses Anblicks! Das ganze große Schiff unter vollen Segeln bildet sogleich eine scharfe Silhouette vor der monströsen Scheibe – ruht dort, genau in der Mitte der zinnoberroten Sonne. Ihr Antlitz rötet sich hoch über seinen Mastspitzen – dehnt sich weit über Ruderpinne und Bugspriet hinaus. Vor dieser unheimlichen Pracht verändert seine ganze Gestalt ihre Farbe: Rumpf, Masten und Segel werden schwarz – grünlich schwarz.

Sonne und Schiff sind nach einer Minute gemeinsam verschwunden. Violett kommt die Nacht; und die Takelage des Fockmasts schneidet ein Kreuz in das Gesicht des Mondes.

II

Morgen: der zweite Tag. Das Meer ist von außergewöhnlichem Blau – mir kommt es vor wie violette Tinte. In der Nähe des Schiffs, wo die Gischtwolken aufsteigen, ist es schön gesprenkelt – sieht aus wie blauer Marmor mit feinsten Maserung und Nebelflecken ... Lauer Wind und weiße Wattebauschwolken – Zirren steigen ringsum über den Rand der See. Der Himmel ist immer noch blassblau, und der Horizont ist voll von weißlichem Dunst.

... Ein freundlicher alter französischer Gentleman aus Guadeloupe wagt zu behaupten, dass dies kein blaues Wasser sei; – er nennt es grünlich (*verdâtre*). Da ich kein Grün erkennen kann, erklärt er mir, ich wisse nicht, was blaues Wasser ist. Attendez un peu!² ...

... Die Färbung des Himmels wird tiefer, während die Sonne aufgeht – herrlich tiefer. Der warme Wind erweist sich als schlaffördernd. Ich schlafe ein mit dem blauen Licht auf meinem Gesicht – dem starken Hellblau des Mittagshimmels. Während ich döse, scheint es wie kaltes Feuer direkt durch meine Augenlider zu brennen. Als ich aufschrecke, stelle ich mir vor, dass alles blau wird – ich eingeschlossen. »Würden Sie das nicht als das wahre tropische Blau bezeichnen?«, rufe ich meinem französischen Mitreisenden zu. »*Mon dieu! Non*«³, ruft er, als wäre er über die Frage verwundert – »das ist kein Blau!« ... Ich frage mich, was wohl *seine* Vorstellung von Blau sein mag!

Klumpen Sargasso treiben vorbei – hellgelber Seetang. Wir nähern uns dem Sargasso-Meer – betreten den Pfad der Passatwinde. Hier gibt es eine lange Grunddüne, der Dampfer stampft und schlingert, und das aufgewühlte Wasser scheint mir immer blauer zu werden; doch mein Freund aus Guadeloupe sagt, dass die Farbe, »die ich blau nenne«, nichts als Dunkelheit sei – nichts als der Schatten einer ungeheuren Tiefe.

Nun nichts als blauer Himmel und das, was ich beharrlich blaues Meer nenne. Die Wolken sind im hellen Glanz dahingeschmolzen. In der azurblauen Weite über mir und dem Abgrund unter mir gibt es kein Zeichen von Leben – man sieht weder Schwimmen noch Flossen. Gegen Abend, unter dem schräg einfallenden goldenen

Licht, verdunkelt sich die Farbe des Meeres zu Ultramarin; dann versinkt die Sonne hinter einer kupferroten Wolkenbank.

III

Der Morgen des dritten Tages. Derselbe milde, warme Wind. Strahlend blauer Himmel, mit einigen sehr dünnen Wolken am Horizont – wie Dampfwölkchen. Die Glut des Meereslichts durch die offenen Luken meiner Kabine verleiht den Wolken den Anschein, mit dickem blauem Glas bestückt zu sein... Es wird zu warm für New Yorker Garderobe...

Das Meer ist gewiss viel blauer geworden. Man denkt bei seinem Anblick an verflüssigten Himmel; die Gischt könnte von zusammengeballten Zirruswolken gebildet worden sein – so überirdisch weiß sieht sie heute aus, wie Schnee in der Sonne. Nichtsdestotrotz beharrt der alte Gentleman aus Guadeloupe, dies sei nicht das echte Blau der Tropen!

... Der Farbton des Himmels wird heute nicht tiefer: er wird heller; – das Blau glüht, als wäre es von Feuer durchdrungen. Vielleicht verdunkelt sich das Meer; – ich glaube nicht, dass es eine noch leuchtendere Farbe annehmen kann, ohne in Flammen aufzugehen... Ich frage den Schiffsarzt, ob es denn wirklich wahr sei, dass die westindischen Gewässer noch blauer sind als diese hier. Er blickt kurz auf das Meer und erwidert: »Oh ja!« In seinem »Oh« liegt so viel Überraschung, dass man meinen könnte, ich hätte eine sehr dumme Frage ge-

stellt; und sein Blick scheint Zweifel auszudrücken, ob ich es ernst meine... Ich bin dennoch der Meinung, dass dieses Wasser außergewöhnlich, irrwitzig blau ist!

... Ich lese ein, zwei Stunden; schlafe im Sessel ein; erwache plötzlich, blicke aufs Meer – und schreie auf! Dieses Meer ist unmöglich blau! Den Maler, der es zu malen versucht, würde man als verrückt abstempeln... Dennoch ist es durchsichtig; die Gischtwolken werden himmelblau, während sie hinabsinken – ein Himmelblau, dass nun im Kontrast zur seltsamen und violetten Pracht der Meeresfarbe weiß wirkt. Es scheint, als würde man in einen unermesslichen Färbekessel blicken oder als ob der gesamte Ozean mit Indigo verdickt worden wäre. Zu behaupten, dies sei eine bloße Spiegelung des Himmels, ist Unsinn! – der Himmel ist dazu um hundert Schattierungen zu blass! Dies muss die natürliche Farbe des Wassers sein – ein flammendes Azurblau – herrlich, unmöglich zu beschreiben.

Der französische Passagier aus Guadeloupe bemerkt, das Meer werde »allmählich blau«.

IV

Und der vierte Tag. Man erwacht unbeschreiblich faul; – dies muss die westindische Trägheit sein. Derselbe Himmel, mit ein paar hellen Wolken mehr als gestern; – stets weht der warme Wind. Es gibt eine lange Dünung. Unter dieser Passatbrise, warm wie menschlicher Atem, scheint der Ozean zu pulsieren – sich mit einem ungeheuren Ein- und Ausatmen zu heben und zu sen-